

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1916)

Artikel: Aus hinterlassenen Manuskripten
Autor: Fient, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

G. FIENT AUS HINTERLASSENEN MANUSKRIPSEN

GLÜCK – GLAUBE

Alle Menschen suchen glücklich zu werden, das ist gar keine Frage. Der Wunsch *braucht* auch nicht fraglich zu sein, denn jeder gute Mensch hat ein Recht auf Glück und so steht's geschrieben im Kanon der Menschenrechte, mithin darf der Wunsch Forderung werden. Ja, wenn's damit getan wäre! wird man sagen; in jenem Kanon steht noch manches andere geschrieben, das nicht zur Wahrheit geworden, sondern Legende geblieben ist. War oder ist man vielleicht im Unklaren über den *Begriff* des Glücks? Vielfach schon. In dem bekannten ergötzlichen Hebelischen Geschichtlein von den „Drei Wünschen“ war es nur Dummheit, oder aber die Dreizahl der Wünsche, welche die armen Leute irre führte; das Gewöhnliche und Natürliche war es nicht, daß die Frau in erster Linie auf die fatale Bratwurst verfiel, und nachdem ihr dieselbe bereits an der Nase hing, hätte ein anderer Mann schließlich als Nummer drei doch noch die Hauptsache, d. h. *Geld* genug gewünscht. Das letztere ist nämlich nach landläufiger Auffassung das Einzige, was man unter Glück versteht. Hat jemand in der Fremde die Mittel für eine weitere sorgenfreie Existenz erochst, so hat er Glück gehabt; die Franzosen, die Spanier etc. haben sein „Glück gemacht“. Dieser Auffassung gab auch jener Prätigauer mit den ihm erstatteten drei Wünschen unverfälschten und unmißverständlichen Ausdruck, indem er wünschte: erstens *Geld* genug, zweitens „noch en bitz Gäld“ und drittens „ä Schwingaden voll Rappä, daß ma nid albig wäxen müeßi“. Das sind belehrende Beispiele, die dem Leben wenigstens *entsprechen*; nein, dem wirklichen Leben freilich nicht, wohl aber der Menschennatur. Dieser dann aber schon ganz *allgemein*, denn daß *jeder* Mensch den Wunsch hätte, sorgenfrei leben zu können, ist ganz klar und selbstverständlich; ein Heuchler, wer es anders sagen sollte! Eine sorgenfreie Existenz – eine menschenwürdige Existenz, das darf allezeit fröhlich gesagt werden. Mit dem bloßen Wunsch könnte aber nichts erreicht werden, denn die Märchenzeit der Wünsche ist vorbei. Dafür ist die Zeit der Arbeit da, um Wünsche zu erfüllen und dadurch wahr zu machen; erfüllen eben durch Arbeit, und da ist ein *weiteres* Glück, körperlich und geistig so ausgerüstet sein, daß man tüchtig und Nützliches arbeiten kann. Dies nicht tun *können*, ist ein komplettes Unglück; es nicht tun *wollen*, beinebens gesagt, ebenfalls, aber im andern Sinne. Zu wahren Glück gehören also, da es nicht etwas Vorübergehendes, nicht eine ephemerale Erscheinung, sondern ein Stück *Leben* ist, *verschiedene* Dinge, vor allem körperliche und geistige Rüstigkeit in bester Auslese. Dies in erster Linie schon im Hinblick auf die Prosa, das heißt, die materiellen Sorgen und Kümmernisse des Lebens, oder noch einfacher gesagt, mit Rücksicht auf das tägliche Brot für

sich und die Seinen, sowie einen Sparpfennig fürs Alter. Das ist nach dieser Richtung hin das Mindeste, woran man denken kann. Und anderseits ist gute Arbeit an und für sich schon ein Glück, nicht die Arbeit des Sklaven, wohl aber die Arbeit des freien Mannes, welcher denken und nötigenfalls auch mit berechtigtem Stolz sagen kann: dies ist aus eigener Kraft herausgewachsen, das verdanke ich eigenem Können. Gewiß ist es ein beglückendes Gefühl, welches so zu sprechen gestattet; das eigentliche Glück liegt aber im *Können* selbst. Was der Zufall in seinen Schoß geschüttet hat, dessen mag sich jeder freuen, darf sich aber niemand rühmen, denn es ist nicht sein Verdienst, unverwelklicher Ruhm für ihn, dagegen alles dasjenige, was er gut erdacht und erarbeitet hat. Jedes Können ist zwar schließlich auch Gabe des Zufalls, oder sagen wir, eines gütigen Gesicks, aber es trägt den Stempel des Gebens, des Werdens und der Arbeit und unterscheidet sich dadurch vom allezeit bloß Gefundenen; Können adelt, finden kann auch der Knecht, der auch in der schönsten Entwicklung Plebejer bleibt, und erben kann auch der Dümme. Es ist, weil den Tatsachen entsprechend, zuzugeben, daß nicht jedes Können *gleichwertig* dem andern ist und in gleicher Weise adelt; wir reden auch absichtlich nicht, wie das ja so oft geschieht, von *Wissen* und Können, weil ein formelles Wissen, das nicht leicht in Können umgesetzt werden kann, resp. dies aus ureigener Kraft selbst tut, für das Leben wertlos ist und deshalb auch keine beglückende Wirkung üben kann; aber jedes rechte Können in nützlichen Dingen geht sachlich und ideell über erben und finden, obschon richtige Geldprotzen dies tatsächlich niemals anerkennen. Auf sie kommt es indes in keiner Weise an, sondern nur auf die ein freudefähiges Herz haben.

Außer guter körperlicher und geistiger Ausrüstung, die für Menschenglück unter allen Umständen mit Gesundheit, um dies gleich hier mitzunehmen, in erster Linie in Be tracht fallen, gibt es noch manche andere Dinge, die beglückend wirken und die ein hellsehender und gefühlvoller Mensch nicht missen möchte. Sie sind ja nicht alle gleichwertig und manche haben vielleicht auch nur subjektives Gepräge. So ergreift z. B. der schöne Vers „Hübsch' Schällä und Plumpä iren Ametweid

Ist e ráchti himmleschi Freud“ trotz seines nicht ganz tadellosen Metrums mancheinen ganz anders, als er es uns gegenüber jemals getan hat, wogegen ihm die Berge der Heimat, auf denen wir viel Glück erlebt haben und nach denen wir daher noch sehn süchtig blicken, Wurst sein mögen. — Es wäre dann im besondern noch zu reden vom *Familienglück* und andern teils selbstgewählten Glücksgütern; wir wollen nicht aufzählen, sondern nur unsern heutigen Text dahin formulieren: Zum Glück gehört nur das, woran man selbst glaubt.

BÜRGERLICHE BILDUNG

Wir haben vor vielen Jahren irgend einmal und irgendwo einen Vortrag gehalten über die politische Bildung des Volkes, wobei wir unseres Erinnerns, unter dem Beifall der Philister, zum Schluß kamen, daß es eine besondere politische Bildung der Volksmasse nicht gebe. Wenn nun dem so war, so ist es unsere Pflicht, das damals Gesagte abzuschwören. Ja freilich, wenn man unter politischer Bildung die Fähigkeit des Räsonnierens

über politische Angelegenheiten versteht, dann kann man wenigstens sagen, daß eine solche „Bildung“ *nicht anzustreben* und nicht zu unterstützen ist, weil dies eben keine wirkliche Bildung involviert. Etwas anderes ist aber Kenntnis des geltenden Verfassungslebens und der verfassungsmäßigen Bürgerpflichten, — dies in den *Hauptzügen*, übrigens je genauer, desto besser. Die Vermittlung solcher Kenntnisse wird heutzutage in dem Be-

griff *Verfassungskunde* zusammengefaßt, welche etwas anderes und freilich Solideres ist als der Disput über politische Tagesmeinungen, als das „*Politisieren*“, besonders wenn letzteres in Bramarbisieren ausartet. *Verfassungskunde* wird in Schulen — nicht auf allen Stufen — so betrieben wie andere Lehrfächer und man hat hiefür auch besondere Lehrmittel ausgearbeitet und in Gebrauch gestellt, ganz aus den gleichen methodischen Gründen wie bei andern Fächern. An durchaus bildendem, neutralen Stoff fehlt es da durchaus nicht; zum Beweis dafür verweisen wir einfach auf die hiefür existenten Lehrmittel, und dann nicht zuletzt auf den an Hand derselben zu erteilenden Unterricht an einzelnen Anstalten, z. B. an unserer landwirtschaftlichen Schule, in welcher wir einst selbst mit aller unparteiischen Liebe und mit Genugtuung Unterricht in diesem Fach erteilt haben, was nicht geschehen wäre, wenn es mit *Politisieren* etwas zu tun gehabt hätte; letzteres war uns in der Umgebung eines Pfarrers schon lange vorher gründlich verleidet. Ohne offensichtigen Mißbrauch zu treiben, kann in dem Fach *Vaterlandskunde* so wenig politisiert werden als in einem andern; wollte es jedoch *versucht* werden, so hätte einer bald abgewirtschaftet. Was aber in dem mehrgedachten Unterrichtsfach geboten und verarbeitet werden kann, ist ein Minimum, das jeder Bürger *notwendigerweise* wissen sollte, nämlich anfänglich schon als Mitgabe fürs Leben erhalten sollte. Es ist nicht *alles*, was ein wackerer guter Bürger später wissen muß, wofern er dieses Prädikat verdienen will, sondern nur ein Anfang davon, aber, weil methodisch und mit erzieherischem Ernst beigebracht, ein *solider* Anfang, eine eigentliche, wenn auch ganz bescheidene *Grundlage*. Diese wird auch ungefähr soweit reichen, um den jungen Bürger darüber zu belehren, daß der gelegte Grund keineswegs genügt, sondern verstärkt und erweitert werden muß. Und wir haben das Zutrauen zu ihm, daß er dies nach und nach wirklich tun wird. Es verhält sich diesfalls genau so, wie mit jedem andern Fach. Keins davon konnte in der Volksschule, deren Begriff wir hier — nebenbei bemerkt — etwas weit fassen, abgeschlossen werden, sondern ein guter Teil der Schulung mußte noch dem *Leben* überlassen werden, was auch um so zuversichtlicher geschehen darf,

je besser der gelegte Grund ist. Und das Leben bietet in der Tat weitere Bildungs- und Erziehungsmittel überhaupt und für die bürgerliche Schulung, die momentan allein in Frage steht, insbesondere. Darunter verstehen wir keineswegs die Seminarien der Gasse und der Kneipen. Diese hat man zu manch andern mitzunehmen, aber nach ihrer Eigenart *besonders* zu würdigen. Wie, das ergibt sich für den unparteiischen Beobachter jeweils von selbst.

Im übrigen hätte sich nun nach unserer Meinung das Bestreben des jungen Bürgers sich in erster Linie auf Befestigung und Erweiterung der *allgemeinen Bildung* zu richten, weil diese ein *Hauptschlüssel* fürs Leben ist und daher im besondern auch geeignet für das Verständnis bürgerlicher Angelegenheiten, mithin derjenigen für Gemeinde und Staat. Verständnis fördert naturgemäß auch das *Interesse* für solche Dinge; wie bitter notwendig aber dieses ist, beweist jeder Tag mit lauter Deutlichkeit. — Was nun für den heranwachsenden Menschen zu den allgemeinen Bildungsmitteln gehört, weiß man, so daß nicht der Versuch gemacht werden muß, sie hier besonders aufzuzählen; beispielsweise wollen wir im Vorübergehen bloß bemerken, daß wir die fabrikmäßig gelieferten Zeitungseuilletons, jene bekannten „spannenden“ Geschichten nicht zu den Bildungsstoffen zählen, sondern zu den Verdummungsmitteln, welche geeignet sind, Urteilslosigkeit und Faulheit zu fördern. Wirklich Gebildete greifen denn auch nicht zu solchen Feuilletonstoffen.

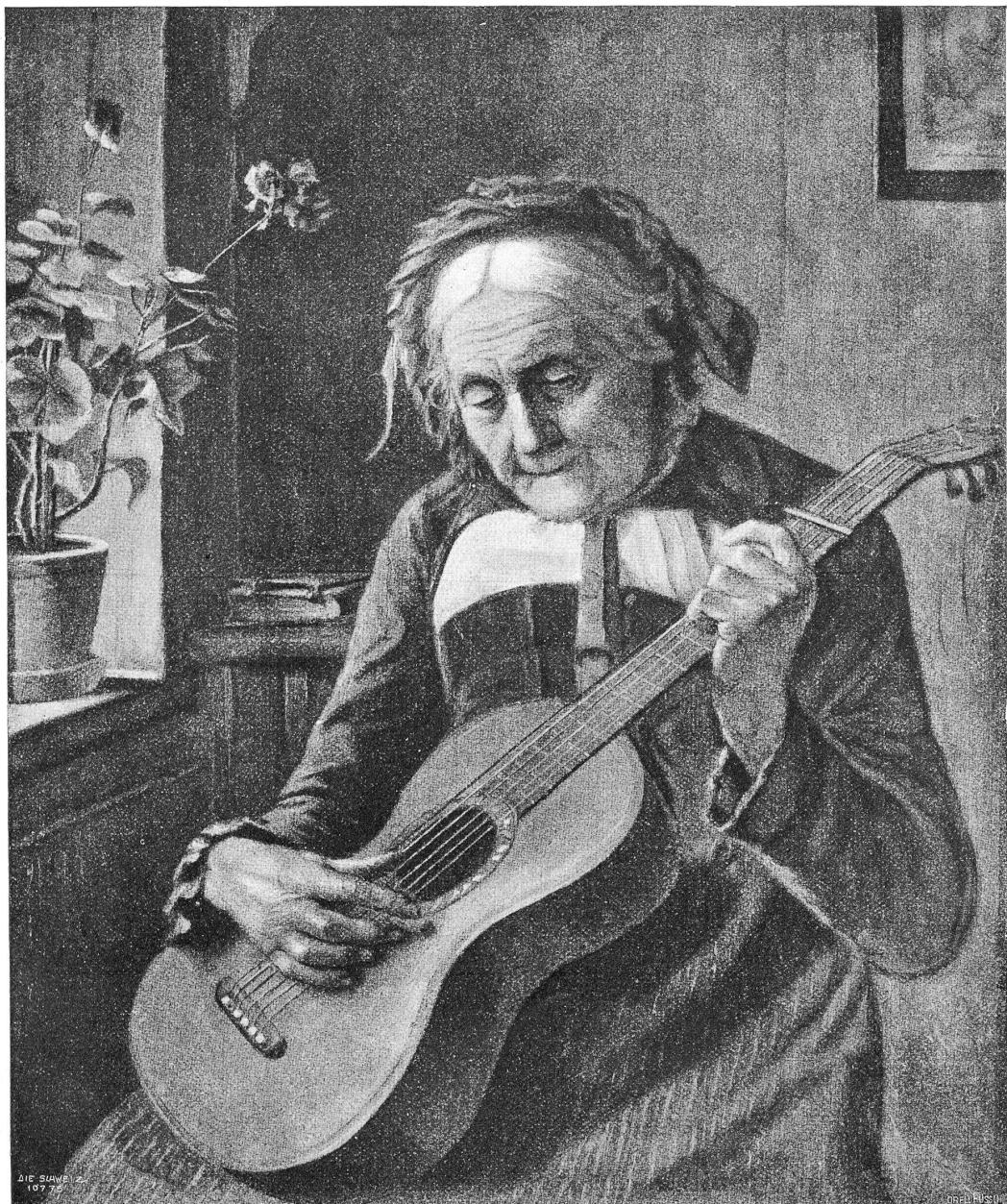
Als Bildungsmittel in *bürgerlichen* Angelegenheiten nennen wir den Besuch öffentlicher Versammlungen, die Lektüre einschlägiger Zeitschriften und Bücher, deren es unter andern leicht lesbare und gute hat. Wir wagen es, darunter sogar sorgfältig ausgewählte Zeitungen zu nennen, sofern sie mit Verstand gelesen werden. Eine rechte Zeitung, welche auf Achtung und Kredit Wert legt, was doch die meisten Blätter tun müssen, befleißigt sich möglichster Unparteilichkeit und kann daher *belehrend* wirken, indes befaßt sie sich, wie die Presse überhaupt, eben zum großen Teil mit Tagesmeinungen, und tut dies natürlich nach individueller Auffassung, weshalb der Leser ein gereiftes Urteil haben sollte, jedenfalls aber die Pflicht ruhigen Abwägens hat, nach dem alten Erfahrungssatz: Keins ist alles und keins ist nichts.

DIE VERGÄNGLICHE HEIMAT

Zu den erhebendsten Begriffen gehört derjenige der Heimat. Vater und Mutter haben noch einen heiligen Klang gehabt, sonst aber kein Wort der trauten Muttersprache. Es hatte auch kein anderes so viel Inhalt fürs Leben. Vater und Mutter könnten zwar schließlich auch unter den Begriff Heimat subsumiert werden, denn was wäre eine Heimat ohne liebende Eltern je gewesen? Nun freilich nicht *dasselbe*, aber Heimat kann's am Ende doch gewesen sein, weil die natürlichen Eltern nicht mehr da waren, um das Kind liebend durchs kommende Leben zu geleiten. Andere Menschen mußten an ihre Stelle treten. Da kommt es nun ja freilich sehr darauf an, *wie* diese das *können* und *wollen*. Wir fassen nur einzelbestellte *Pflegeeltern* ins Auge, nicht aber *Anstalten*, weil letztere, welcher Art immer, gute Eltern niemals ersetzen können, obschon wir zugeben, daß es auch gute Pflegeanstalten gibt. In gleicher Weise muß auch konstatiert werden, daß es ganz verschiedenartige Einzelpflegeeltern gibt. Für die konkreten Fälle wird man aber diese soweit als möglich der *bessern* Sorte mitnehmen; wir möchten sagen, der alltäglichen Sorte, allein — vielleicht wäre das etwas zu viel bzw. zu wenig gesagt. Immerhin wollen wir doch glauben, daß die *Mehrzahl* von Pflegeeltern das Geschick und den guten Willen von Erziehern haben, in ungleichem Maße freilich. Wenn dem aber so ist, dann wird ihre Wohnstätte auch dem Pflegekind zur Heimat werden. Wir sagen *werden*, denn kein Fleck Erde ist dies von sich aus, sondern er kann es nur durch die Weihe werden, welche er dadurch erfährt, daß gute Menschen auf ihm Herberge nehmen und Glück erleben. Wir sagen, *gute* Menschen, denn böse Menschen haben keine Heimat. Der Fleck Erde, so schön er auch sein mag,

kann's, wie schon gesagt, allein nicht machen, sondern es kommt auf das Maß und Innigkeit der Liebe an, die auf ihm gepflanzt und gepflegt wird und aus seinem Grund erblüht, sofern er Heimaterde werden soll. Dazu gehört viel. Wir können und wollen nicht den Versuch machen, aufzuzählen, was alles erlebt sein muß, und wie ein Herz ausgeweitet, erleuchtet und erwärmt sein muß, um sich *daheim* zu fühlen. Es ist auch nicht notwendig, dies aufzuzählen, denn die allermeisten unserer Leser haben es doch gewiß selbst erfahren und stehen so im Leben, um es noch weiter tun zu können. *Hoffentlich* die *meisten*; alle leider Gottes nicht, denn wir wissen es wohl, viele, auch gute Menschen haben keine Heimat, weil ein böses Geschick ihnen eine solche versagt oder zerstört hat. Die meisten andern haben sich dagegen gezwungenermaßen als „auf diesem Stern der Besten“ leidlich eingerichtet, so wenigstens, daß ihnen haute mieux die Suggestion gestattet erscheint, sie *haben* eine Heimat. Menschentum, speziell *Menschenliebe*, hat ja den Stern etwas wohnlicher gemacht, als er es sonst gewesen wäre und hat damit auch den Glauben an eine Heimat genährt und gestärkt. Dieser Glaube ist, wie bereits bemerkt, schön und erhebend für alle diejenigen Menschen, die ihn *pflegen* können. Ob er dazu Grund hat und sein Glaube soweit etwas wert ist, weiß jeder selbst und kann sich darnach — nicht richten, aber doch *verhalten*, wobei er indes jedoch gut tut, irdische und überirdische Hoffnungen nicht zu vermengen.

Was wir also unter Heimat begreifen, ist nicht *nur* etwas Gewordenes, aber auch nicht *nur* etwas Selbstgebautes, sondern beides, und wenn wir sagen, nicht nur ein Erdenfleck und nicht nur ein Stück Menschentum, so gilt das-



LIED AUS DER JUGENDZEIT

DRUCK VON BISCHOFBERGER
© HOTZENKÖCHERLE / CHUR

GEMALDE VON KARL GEHRI
MÜNCHENBUCHSEE :: ::

selbe. Sie ist diejenige Stätte, wo deine Wiege stand, wo das Mutterauge und Gottes Sonne dich zuerst angelächelt und wo die Hände liebender Eltern deine ersten Schritte geleitet, die *leiblichen*, aber auch die geistigen Schritte auf sichern Bahnen geleitet haben; es ist der kleine Kreis, in welchem sich für dich und die Deinen eine ganze glückliche Kindheit abgespielt hat; es ist die Stelle, wo die Liebe dir gemacht, die im Himmel ihre Quelle, ihren Sitz im Herzen hat, die Stelle, wo du nach eigener Wahl den Kreis des Glückes weiter zogst; es ist die Stätte, wo aus den Augen lieber Kinder die Jugend dich noch einmal grüßte; es ist der Ort, von dem aus du, unter steter Wiederkehr an denselben, die Mahnung des Dichterwortes, daß der Mann ins feindliche Leben hinausschreiten und versuchen müsse, das Glück zu gewinnen und festzuhalten, zu befolgen gesucht hast, *freudig* getan hast, hoffend, daß dies nicht nur *dein* Gewinn sein, sondern auch der Heimat zur Ehre gereichen werde. Und als du glaubtest, diese Mahnung nun genügend und mit Erfolg erfüllt zu haben, tönte aus dem Herzen ein im übrigen längst verklungenes Glöcklein: „von der Heimat kam er her, — nach der Heimat kehrt er wieder“. Das hast du auch wirklich getan, hast dir dort ein trauliches Heim gebaut, woselbst du in Ruhe und Glück den Lebensabend zu verbringen gedenkst. Der Gedanke ist heimelig und hübsch, aber leider in den wenigsten Fällen erfüllbar.

DRUM PRÜFE, WER SICH EWIG BINDET

„Ob sich auch Herz zum Herzen findet?“ Gewiß, aber nicht nur für den Augenblick, sondern für das *ganze Leben*. Das meint zwar der Dichter offenbar ebenfalls, denn er gibt zu bedenken: „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang“ und deutet damit an, daß junge Leute beiderlei Geschlechts ihren Bund für *immer* schließen, nicht nur für die blühenden, sondern auch für diejenigen Tage, von denen das Herz sagt: „sie gefallen mir nicht“. Solche kommen mit dem Alter gewiß auch in Menge, bei den Einen mehr, bei den Andern weniger. Und da hat die wahre Liebe sich erst noch einmal so recht zu erproben, diejenige Liebe nämlich, welche nicht nur zu genießen, sondern auch zu dulden und Opfer zu bringen versteht, Opfer, die je nachdem groß werden können und es tatsächlich auch häufig tun. Und da reden wir eben nun nicht bloß im Vorbeigehen von dem natürlich gegebenen Verhältnis der Eltern zu Kindern und umgekehrt, sondern von dem einst mit *freiem Willen* rechtsgültig geschaffenen Verhältnis. Daß *dieses* Verhältnis eben so heilig geachtet werden soll wie jedes andere sittlicher Natur, ist für uns und jeden andern rechtschaffenen Menschen ohne weiteres klar, nicht nur seiner buchstabenmäßigen Rechtlichkeit wegen, sondern weil die Pflichten der Liebe es gebieten. Daran ist aber im *Anfang* schon zu denken, denn „die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben“. Echte Liebe wird mit der Zeit ein anderes Kolorit, wie die Haare eine andere Färbung, annehmen, aber die *Kraft* der Jugend *behalten*, — eben sofern sie jemals echt war. *Ob* sie es ist, wird anfänglich in vielen Fällen etwas schwer zu beurteilen sein, weil dann meistens noch die nötige Erfahrung fehlt, die Liebe aber im Sturm des Lebens sich läutern und erproben muß. Da ist es denn eben fraglich, wie innig und stark sie anfänglich war und den Härten des Geschickes zu begegnen wußte. Am guten Willen mag es den Leuten in ihrer Meinung nicht gefehlt haben, vielleicht auch nicht an den wünschbaren Zusprüchen und Belehrungen aller Art, und diesen gegenüber würde und mag man ja ohne weiteres die heiligsten Schwüre auf Erfüllung gesetzt haben. Das war dann recht hübsch für den berauschenenden Augenblick, aber es genügte lange nicht für das harte Leben und die bösen Tage, welche junge Leute eben noch nicht kennen, da ihnen die nötige Erfahrung mangelt. *Diese* aber sollen sie sich sammeln, wie andere es ebenfalls tun mußten, wird man sagen. Ganz richtig, und damit gelangen wir zum entscheidenden Punkt, nämlich zur Frage, ob sie's tun *können*, ob sie die Fähigkeit dazu haben? Der Ausdruck Fähigkeit muß hervorragend betont werden, denn es handelt sich nicht nur um den immer zunächst vorausgesetzten Willen,

Bisher konnte geredet werden von der *werdenden* und existenten Heimat; das Gegenstück ist die *vergehende* Heimat, um von der gewesenen gar nicht zu reden. Wie nun das? Wir haben vorstehend in kurzen Zügen angedeutet, wie jevoraus eine glückliche Heimat sich aufbaut. Von dem allem verschwindet mit der Zeit das meiste, in manchen Fällen gar alles. Daß die heimatliche Scholle wilden Elementen zum Opfer fällt, daß Krankheit, Siechtum und sogenannte Unglücksfälle mit entsetzlicher Beharrlichkeit arme, unschuldige Menschen heimsuchen, das kann geschehen und geschieht öfter als ein tückisches Geschick einst verheißen hat; daß der Tod so oft und in einer Weise in ein sonst sonniges Haus einkehrt, bis dasselbe und das letzte Herz leer sind, ist, wie wir bedingungsweise zugeben wollen, Naturnotwendigkeit. Wir wollen nicht das vorhin Gesagte in umgekehrter Reihenfolge aufzählen, aber so kann das Geschick *abbauen* und tut es auch häufig. Wenn wir auch nicht die schlimmsten Fälle ins Auge fassen, so muß angesichts der Tatsachen doch konstatiert werden, daß die nächste Umgebung vieler alternden Menschen verödet ist, daß sie sich als heimatlos geworden betrachten müssen; dies im allgemeinen und im besondern, denn auch der Heimatort kann zur Fremde werden. Wir sagen dies nicht ganz ohne Bitterkeit, aber ohne Groll; gegen wen oder was auch?

sondern in der Hauptsache um natürliche *Anlage*. Ob diese vorhanden ist, wird allen Personen gegenüber zeitig genug beobachtet werden können, und ebenso, ob damit entsprechende Erziehung sich paart. Drum prüfe, wer sich bindet: ist diese Anlage, diese Natur (beim Andern) so, daß sie voraussichtlich auch schlimme Zeiten — nicht nur einzelne böse Tage — wohlätig und mit Würde wird durchmachen können? Wir denken dabei an allerlei Unglück, vornehmlich aber an Krankheit und Alter mit Siechtum. Ein hier von befallenen Mensch leidet nicht nur selbst, sondern wird, trotz allen guten Willens, für seine nächste Umgebung lästig, und seine Behandlung erfordert viel Geduld und Mühe, oft sehr viel. Zur Bestehung der damit verbundenen Bemühungen bedarf es, was wir gerne anerkennen, eines Stückes Heldentum, dessen Leistung aber eine Menschlichkeit verlangt und welches deshalb stets ein Gebot der Humanität bleiben muß und bleiben wird. — In die passive, respektive leidende Rolle können, um dies da ein für allemal zu bemerken und abzutun, beide Geschlechter in gleicher Weise geraten und daher umgekehrt das erwähnte Stück Heldentum dem einen oder andern zufallen, obschon man dabei in erster Linie wohl eine aufopferungsfähige Frauenseele denken wird, erwägnd, daß damit das „schwache Geschlecht“ in Frage kommt, welchem deshalb naturgemäß ein *größeres* Opfer zugemutet wird. Wir müssen sagen, daß wir in erster Linie auch *hieran* denken; im übrigen aber kann es durch kein Wässerlein abgewaschen werden, daß das Leben seine Postulat *gleichmäßig* stellt und daß man sich hierauf eben gefaßt machen muß. Also auch rechtzeitig daran *denken* und — *prüfen*. Das ist eine sehr vernünftige und dabei mäßige Mahnung, um nicht Gebot sagen zu müssen. An der Anlage wird ja nichts zu ändern sein, obschon durch den eigenen Träger auch diese veredelt und durch ihn, sowie die äußern Verhältnisse umgekehrt verroht werden kann. Jedenfalls muß sie aber die praktische Prüfung der Frage aushalten können. Ist sie jetzt, in den Tagen der Rosen wenigstens, so beschaffen, daß sie voraussichtlich böse Zeiten, wenn nötig, auch würdig wird bestehen können? Solche praktische Prüfungen fallen jedem Menschen mit offenem Auge nicht schwer, und der Rezepte darüber sind Legion, weshalb sie hier auch nicht nur auszugsweise angedeutet werden können. Menschen können jeden Tag beobachtet werden, und zwar junge und alte, was von Wichtigkeit ist, da Alter und Zeit eine große Rolle spielen. Aber nur durch die Brille der Liebe darf die Sache nicht angesehen werden, sondern es bedarf eines *praktischen* Blickes, denn nur ein solcher gestattet sachliche Prüfung, und auf diese allein kommt es an.

Und wenn nun die Prüfung, die sich ja mit Muße vollzogen haben wird, nicht befriedigend ausfällt? Dann mögen und werden die jungen Leute immerhin tun, was sie wollen. Praktische Leute werden allerdings finden, daß sie nicht zusammen passen und daß ihnen das Geschick selbst von einer dauernden Verbindung abrät, weshalb sie dieselbe unterlassen. Aber eben nur *praktische* Leute tun dies, andere werden dagegen nicht den Verstand, sondern der Leidenschaft folgen, da würde alles Zureden nicht helfen, also walte die „Freiheit“. Daß sie

deshalb unglücklich werden müssen, steht freilich nirgends geschrieben und tritt auch nicht gerade immer ein, weil die größten äußeren Vorbedingungen zum Glück nicht gerade als ständige Regel sich erweisen. Immerhin würde die trübe Aussicht sich häufig genug erfüllen, und wenn dies dann in der Folge wirklich geschieht, so haben die betreffenden armen Teufel kein Recht, mit jemandem zu hadern, das blinde Geschick sagt aber hohnlächelnd: ich bin überhaupt keine Antwort schuldig, übrigens aber uomo avvertito, gewarnte Leute.

BILDUNGSIDEALE

Das Bestreben des heutigen echt republikanischen Staates, oder sagen wir erweiternd des echten *Kulturstaaates*, geht dahin, seinem Volk wenigstens ein Minimum von Bildung zu verschaffen, ein Minimum freilich, aber eben dem *ganzen* Volk, denn nur die allgemeine Bildung ist wirkliche Volksbildung. Die Schweiz entspricht endlich diesem Ideal so ziemlich, fast alle andern Staaten sind davon noch weit entfernt, so z. B. die Musterrepublik Frankreich mit ihren 24 000 Analphabeten, d. h. Leuten, die weder lesen noch schreiben können, welche sie — die Republik, nicht die Schule — jährlich ans Militär abgibt. Nicht zu reden, nicht zu denken ist dabei an die „Republiken“ Portugal, die von Mittel- und Südamerika und China; auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika würden einen Vergleich mit der Schweiz nicht weit aushalten. In erster Linie sollten, wie bereits bemerkt, Republiken in Frage kommen, weil es eben doch nur *Bildung* ist, die frei macht, frei den Geist von Befangenheit und überhaupt vom Schwergewicht der Unwissenheit und den Fesseln geistiger Blindheit. Das kann man freilich leichthin so sagen, allein mit ein bißchen lesen und schreiben ist's damit nicht getan; derjenige, welcher den Spruch „Bildung macht frei“ prägte, dachte schon weiter und an Höheres. Denn nur so ein bißchen Scheinbildung macht im allgemeinen nicht frei, sondern häufig nur noch verworren. Allein irgendwo muß man eben anfangen, es muß ein allgemeiner elementarer Grund gelegt werden, auf dem nachher höher gebaut werden kann. Je besser, *allgemein* besser nun der Untergrund, desto besser und leichter der Weiterbau. Auf das letztere, d. h. die Leichtigkeit, muß ebenso sehr gesehen werden wie auf jenes Moment: das ist eine soziale Tat.

Damit gelangen wir zur Frage des Wertes der Bildung im allgemeinen, nicht speziell für einen Freistaat; in erster Linie hat nicht *dieser*, sondern für einen strebenden Menschen *er selber* in Betracht zu fallen. Nur hat dieselbe in der Schule oder sonstwo eine gute oder eine nur mangelhafte Bildungsgrundlage erhalten. Jene animiert in der Regel viel mehr zur Weiterbildung, während Mangelhaftigkeit kraft ihres Unvermögens zur Genügsamkeit, d. h. zum Zurücksumpfen stimmt. Ein abermaliges Moment für die Mahnung zur Erwerbung einer guten Elementarbildung! Aus dieser aber tönt wieder die Mahnung: Weiter! Dies nicht nur, weil wahre Bildung frei, sondern auch weil sie allein glücklich macht und, soweit dies überhaupt möglich erscheint, eine abschließende Befriedigung verschafft. „Mangeant vien l'appétit!“ gilt auch für geistiges Genießen. In dem jeweiligen Mehrgenuß liegt denn auch die stärkste Triebfeder zum Studium und immer neuen Studium, das an und für sich nicht begrenzt ist, sondern seine Grenze nur im Willen und Können des Menschen hat. Wir meinen dies so, daß sich jemand des *arbeitenden* Weiterstudiums nur deshalb begibt, weil er nicht fortsetzen will oder kann. Jenes wird ohne dieses so gut wie gar nie eintreten. Denn wie der Bergsteiger jeweilen auf frisch gewonnener Höhe von neuem Entzücken ergriffen wird, so auch derjenige, welcher die geistigen Höhen erklimmt

und sich durch die jeweilige Aus- und Weitsicht erheben läßt. Schon dieses *eine* Moment, das freilich hauptsächlicher Natur ist, drängt darnach, *vollkommene* Bildung als Ideal hochzuhalten. Allein nicht nur *seinetwegen*, sondern nicht minder mit Rücksicht auf die praktischen Zwecke, welche eine gute Bildung erfüllen soll und jederzeit auch tatsächlich erfüllen wird. Es handelt sich hierbei, etwas alltäglich vulgär ausgedrückt, um ein Brotstudium, welches ja in der Regel zunächst *nur* aus praktischen Gründen ergriffen worden sein wird, für das aber, im Vorbeigehen noch schnell bemerkt, doch jederzeit der Satz gelten muß: Es nützt und freut. Dieses letzte Moment verkörpert eine Fortschrittsmahnung, das praktische Moment aber tut dies in seiner Art nicht minder, denn es wird von der Härte des täglichen Lebens zwingend unterstützt. Wie dieses nun unaufhörlich fortschreitet und sich zur Lösung immer neuer Aufgaben vervollkommen, so wird der vertretende Mensch genötigt, auch jevoraus seine Bildung, als gleichsam seinen Werkzeug, zu vervollkommen. Dies ist, soweit dabei Fächer in Frage geraten, die gerade praktisch ausgeschlachtet werden müssen, selbstverständlich, weil der betreffende Zögling des Lebens es sonst bald an seinem eigenen Leib erfahren muß, daß Stillstand Rückgang ist. Es ist nicht nötig, daß wir den Beweis dieses Satzes irgendwie exemplifizieren, die Exempel produziert jeweilen das praktische Leben. Ich werde mich mit meiner Fortbildung allerdings nicht näher auf Disziplinen werfen, welche einmal Schulfächer waren und dies im allgemeinen jederzeit sein können, mich aber in praktischer Anwendung gar nicht beschäftigen; anderseits werde ich mich aber der Tatsache nicht verschließen, daß wahre Bildung einer bestimmten Harmonie und daher einer gewissen Vollkommenheit bedarf, da sie sonst eben nur Stückwerk bleibt, die überhaupt nicht ausreicht und die auch ihren Träger nie ganz befriedigt. Die Beweisgründe für diese letzte Behauptung müßten der Psychologie entnommen werden, mithin einer Wissenschaft, von welcher mancher, der seiner Zeit Unterricht hatte, sagen wird, *dieses* Fach habe er nun in seinem ganzen Leben nie gebraucht. So wie das Einmaleins und gewisse Regeln der Grammatik ich auch nicht, im übrigen aber bin ich einsichtig und ehrlich genug, zu bekennen, daß ich da mangelhaft ausgestattet war; etwas habe ich offenen Auges und Sinnes nachgeholt, ein namhaft Mehreres aber hätte ich wohl brauchen können. Das Nämliche wäre zu sagen von der Geschichte, auch wenn ich darin niemals Unterricht zu geben gehabt hätte. Daß man bei entsprechenden Ausschauen und Rundgängen auf „Gebildete“ stößt, die den betreffenden Disziplinen noch weiter zurückstehen und ihre Unwissenheit demgemäß versalben, kann für Strebende natürlich kein Trost sein, ebensowenig als es von Gewinn sein kann, geschichtliche Stoffe — wir sagen nicht *Geschichte* — kritiklos auswendig gelernt zu haben.

Damit resumieren wir, niemandem zulieb und niemandem zuleid, das Gesagte dahin: Mangelhafte Bildung kennzeichnet ihren Träger immer als Gebresten.

TREUE FREUNDSSCHAFT

Wir haben hier zu reden von zwei Menschen, die einst das Leben langsam als Freunde zusammenführte; nicht auf einmal, sondern eben nur nach und nach war's geschehen. Und dies auch wieder erst in gesetztem Alter. Zwar hatten sie auf den gleichen Schulbäritiken gesessen

und gegenseitig gleichartige Begabung wahrnehmen können, was aber vorläufig keinen tiefen Eindruck auf sie machte. Letzteres geschah schon etwas mehr durch die Beobachtung gleichartiger Veranlagung für eine heitere Lebensauffassung, die sich zunächst freilich in Possen-



ZINAL-ROTHORN

DRUCK VON BISCHOFBERGER
© HOTZENKÖCHERLE / CHUR

GEMALDE VON FRANÇOIS GOS / LAUSANNE
PHOTOGRAPHIE VON PH. & E. LINK / ZÜRICH

reißen äußerte, aber in der Regel wenigstens in origineller, Mutterwitz dokumentierender Weise. Beide hatten auch als arme Hirtenbuben in den heimatlichen Bergen gleichmäßig gehungert, gefroren, Schläge bekommen, deren Spuren teilweise im Alter noch erkennbar waren, und überhaupt alle Unbilden durchgekostet, welche die Not den Armen bietet, resp. für diese jeweilen reserviert hat. Auch *hier* war keine Freundschaft geschlossen worden, denn solche erwächst nicht aus dem Boden der Not und des Elends; einmal festgewachsen, wird treue Freundschaft auch in *diesem* steinigen Grund Stand halten, aber ihr *Pflanzboden* ist es nicht *Eines* aber berührte auch hier wieder gegenseitig sympathisch: *dieselbe* Lust zu losen Streichen und der Drang zur *Protestrede* gegen alles, was dazu eine Angriffseite bot, — und das war *vieles*, für arme Buben so ziemlich alles, was nicht von Heimatglanz umschimmert schien. Phantasten mögen glauben, jene Triften seien die Pflanzgründe der *Poesie* gewesen. Nein, vorläufig noch lange nicht; Poesie und Hirtenleben, du lieber Gott! Aber etwas Anderes und Besseres schlug in diesem Protestgrund leicht Wurzel und gedieh in solcher Luft verheißungsvoll: Das Samenkorn der *freien Meinung* und des freien Wortes. *Insofern* und insoweit ließen unsere Freunde es immer gelten, daß auf den Bergen die Freiheit wohne. — Inzwischen aber besuchten sie, unabhängig voneinander, höhere Bildungsanstalten, um sich fürs Leben praktisch vorzubereiten, was sie mangelhaft genug, so gut es eben ging, taten. Auch dies war naturgemäß noch keine Zeit des Erblühens tiefgründiger Freundschaften überhaupt, sondern nur die Dilettantenzeit der Stammbuchverse. Wir sagen, *naturgemäß*, denn wirkliche Freundschaft, die für das Leben Wert hat, können nur solche Menschen schließen, die schon Erfahrung besitzen und etwas zu geben und zu verlieren haben, was bei ganz jungen Leuten, auch wenn sie den Kinderschuhen entwachsen sind, nicht der Fall ist; *wie lange*, braucht hier nicht erörtert zu werden, da dies einen geschäftlichen Anstrich bekäme.

Aber nun kamen unsere jungen Freunde dann ins Leben hinaus, um ihr Brot zu verdienen; den einen führte das Geschick da, den andern dorthin. Beide wußten und konnten etwas, beide waren brav und von gutem Streben beseelt, so daß sie die Anerkennung und Liebe guter Mitmenschen verdienten und genossen. — Ein guter Stern führte sie in der Folge beruflich in die Nähe, woselbst sie einander täglich sehen und sprechen konnten. Infolge dessen lernten sie nun erst einander kennen und lieben, so lieben, „wie treue Freunde tun“. Jetzt erschienen ihnen die Heimatberge, die sie so oft kindesfroh miteinander bestiegen, in anderm Lichte als zur Zeit der „Hirtenpoesie“, und sie hatten ihnen auch anderes und viel mehr zu sagen als damals; sie erzählten in wunderbar einfacher aber schöner Sprache einiges aus

der Geschichte ihrer Entstehung und davon, wie sie Jahrtausende lang da hinunter geblickt haben auf kommende und werdende Menschengeschlechter und deren kleinliche Schicksale, wie aber *sie*, die *Berggestalten*, dieselben geblieben seien und niemals gewankt — „und dabei den Geist der Freiheit geboren und behütet haben“, meinten die Freunde. Nicht *wir* haben dies getan — antworteten die Berge —, wir *könnten's* auch nicht tun, sondern diese Freiheit ist unten, aus den Herzen hellsehender und guter Menschen herausgewachsen, welche nur von Zeit zu Zeit zu uns heraufstiegen, um auf unsren friedearmenden reinen Höhen Geist und Gemüt zu klären und infolgedessen hierauf in den dumpfen Niederungen neuerdings erfrischt, begeistert und begeisternd wirken zu können.

So wird's gewesen sein und weiter sein, sagten die Freunde, sie glaubten es und *verhielten* sich demgemäß. Sie konnten einander viel und mit reifender Erfahrung immer mehr bieten, still und ungesucht, aber um so mehr beglückend; nicht *gebend*, sondern, wie alle NATUREN tun, Wesen gegen Wesen setzend. So veranlagt, und äußerlich in zwar einfachen aber guten Verhältnissen lebend, konnten sie längere Zeit hindurch leicht Freundschaft üben. Wie es aber eben im Leben geht, folgten auch trübe, schwere Zeiten und harte Schicksalsschläge, und zwar abwechselnd, nach der Losung „heute mir, morgen dir“. Hier galt es nun eigentlich erst so recht, die Freundschaft zu erproben, denn im *Unglück* hat sich *dieselbe* zu bewähren. Aber sie bestand die Probe glänzend. Wir wollen nicht die einzelnen Fälle aufzuzählen und zu veranschaulichen suchen, *könnten's* auch um so weniger, als die Beiden diesfalls gegeneinander nicht Buch und Rechnung führten, sondern jeweilen das erfahrene Gute nur im Memorial des eigenen Herzens quittierten. Und dies genügte vollständig. Hin und wieder fiel die Freundespflicht, deren Erfüllung nicht nur in Worten zu bestehen hatte, etwas schwer, in einer Weise, daß dies dem Leidenden fast noch mehr zu Herzen ging als dem Gebenden, allein dieser sagte sich: „Hilfeleistung ist da mein Vorrecht; Pflicht aber wäre sie auch unter schlimmern Umständen“. *Darunter* verstand er den hier nicht befürchteten Fall, daß schließlich noch mit *Undank* gelohnt werden könnte. Und mit dieser Eventualität hat jeder, der nach verschiedenen Seiten hin Gutes tut — von einem erprobten Freund ist anderseits nicht zu reden — zu rechnen. Sie tritt gelegentlich wirklich ein; *wenn* sie es tut, so ist das zurückbleibende Gefühl zunächst freilich ein bitteres, im Herzen ist eine Linie zu streichen, das vergessende Bewußtsein aber sagt: *korrekt*.

Treue Freundschaft jedoch höret bis zum Tode nimmer auf, wacht auch noch über das Grab hinaus über Ruf und Ehre des Freundes, dessen stets in Liebe gedacht wird, denn das ist das Vorrecht des Menschen, daß er Liebe üben und Treue halten kann.

D'S GLÜCK

Ohni Hülf chast nie nüd wärden
In der arma Narrawäld;
Gueti Hülf bruchts da uf Ärden,
Old en großa Hufen Gäld.

Där hed's au schi-Läbtig besser,
Als a so en arma Blüeter
Ohni Sack und Band und Messer,
Ohni Hus und Gäld und Güeter.

Und denn thued'r d'Chräblä falten,
Lueget frömmli uf zum Himmel:
„Wellmers Gott der Herr erhalten,
Gued und Gäld und Chüe und Schümmel!“

Gmüeth und schöni Geistesgabä
Hedmä Gott als Ustür g'gän,
Um schi sälb und Andri z'laben:
„Ewig Schins, s'sölls Niemet nähn!“

Ohni Hülf chast nie nüd wärden
In der arma Narrawäld,
Gueti Hülf bruchts da uf Ärden,
Old en großa Hufen Gäld.

Ein ist d's Gäld schon angeboren,
Wie den Hüehnli d'Eierschalä
Und där cha von hüt uf moren
In der Wiega schon bezahlen.

Discha cha-mid ummerchrissen
Ättis Nammis-schi ersparen,
Old mit leugen und mit bschyßen
Au es Sächli zämmäscharren.

„Albig ist an Gottes Sägen,
Wie ma weiß us alter Zyt,
Viel und lütschel, gar Alls g'lägen,
An der Dummheit aber niemals nüd.“

An der Wiega heindschmes gsungen!
Tröstli chlingt na vielä Jahren:
„Viel erläbt; zu gar nüd b'brungen,
Bättelarm in altä-Jahren“

Mengem chalberdumma Hegel
Gniegend dohna uf der Dieli
Schytstock und der Weggaschlegel,
Die dört chalbernd dick und d'Vieli.

Dörra einsam und verlassen
Geid en Man in-grawen Haaren,
Still und bluesterfülltä Straßen:
Arm an Guet, doch viel erfahren.

Aus Fliets „Lustig Gschichtenä“